

VIII. Schlussbetrachtung

Am Ende des Buches angelangt werden die umfangreiche Studie reüssiert und offene Fragen beziehungsweise Forschungsdesiderate, die aus den Ergebnissen hervorgehen, noch einmal gebündelt dargelegt. In der Studie werden fünf Sozialräume zum Gegenstand gemacht, die umfänglich untersucht wurden, was sich in der Breite der Ergebnisse widerspiegelt, die in den übergeordneten Kapiteln »Sozialräume beschreiben und erfahren« (Kapitel IV), »Erfahrungen im Miteinander erforschen« (Kapitel V) und »Einstellung(en) zu Inklusion erforschen« (Kapitel VI) dargelegt sind. Dabei folgt der Analyse struktureller sozialräumlicher Gegebenheiten (Kapitel 11 und Kapitel 12) eine eingehende ethnographische Untersuchung, die das je individuelle Erleben in den fünf untersuchten Sozialräumen in den Mittelpunkt stellt (Kapitel 13). Dem schließt sich die Darstellung der Ergebnisse an, die im Kontext der Untersuchung von Teilhabe in den Handlungsfeldern Arbeit und Freizeit generiert wurden und die einen Einblick in das (oftmals gelingende) Miteinander geben sowie Kenntnisse über Barrieren vermitteln, die nach wie vor Teilhabemöglichkeiten behindern (Kapitel 16 und Kapitel 17). Die Ergebnisse des deutschlandweiten Surveys, in dem Einstellungen zu Inklusion untersucht wurden, erweitern den Fokus vom je konkreten Sozialraum auf die Gesamtgesellschaft und zeigen, dass, trotz teilweise (mehr oder weniger ausgeprägter) Ablehnung, Inklusion als grundsätzlich wichtiges und unterstützenswertes Thema verstanden wird (Kapitel 22). Gute Forschung wirft mehr Fragen auf, als sie Antworten gibt – dies ist auch bei der vorliegenden Studie der Fall. Wie oben immer wieder herausgearbeitet folgen aus den Ergebnissen zahlreiche theoretische und empirische Anknüpfungsmöglichkeiten sowie handlungspraktische Implikationen, von denen an dieser Stelle ausgewählt erneut aufgegriffen und dargelegt werden. In theoretischer Hinsicht will die Studie einen Beitrag dazu leisten, das Verständnis um Raum und

seine Aneignung respektive Hervorbringung ein Stück zu erweitern. Anschlussmöglichkeiten werden hier insbesondere darin gesehen, ein diskurs-theoretisch hergeleitetes Verständnis von Raum(-Aneignung) weiter zu vertiefen sowie die praxeologische Perspektive auf Raum zu erweitern (siehe dazu Everts und Schäfer 2019, S. 10ff). Auch das Thema Sozialraumentwicklung spielt in diesem Zusammenhang eine bedeutsame Rolle. Hierbei ist ein zentraler Gedanke, Inklusion vom Sozialraum aus zu denken und nicht, wie es bislang oftmals der Fall ist, nahezu ausschließlich über das Individuum. Dabei ist es notwendig, auch auf Ebene von Sozialraum und Inklusion individuelle Verständnisse von Behinderung zu überwinden, die eindimensional an der jeweiligen Person festgemacht werden und untrennbar mit dieser verknüpft sind, um stattdessen Behinderung eher als behindernde Praxis zu verstehen, die sich je situativ vollzieht (siehe Kapitel 4.1). In diesem Zusammenhang ist die Debatte um Barrierefreiheit zu reflektieren, wird diese doch ebenfalls oftmals an Personen festgemacht, denen ein je bestimmtes Defizit attribuiert wird. Die mehrdimensionale Untersuchung von Barrierefreiheit im Rahmen dieser Studie macht darauf aufmerksam, wie ambivalent Barrierefreiheit und der Umgang damit sind (siehe Kapitel 5.4, Kapitel 11.3 und Kapitel 13.2). Eine daran anknüpfende sozial- ebenso wie kulturwissenschaftliche Betrachtung dieses ambivalenten Gefüges kann beispielsweise die Frage fokussieren, inwiefern ›Barriere‹ und ›Freiheit‹ begrifflich gefasst werden können sowie welche Implikationen für das Konstrukt damit einhergehen. Bei der Betrachtung von Barrierefreiheit wurde insbesondere die Konzeption von und der Umgang mit sogenannter Leichter Sprache problematisiert (unter anderem in Kapitel 11.3), deren Ambivalenzen ebenfalls einer eingehenderen theoretischen (ebenso wie empirischen) Untersuchung bedürfen. Dabei steht beispielsweise die Frage im Vordergrund, wie das Verhältnis von Teilhabermöglichkeit und Behinderungspraxis, in dem Leichte Sprache unweigerlich aufgespannt ist, theoretisch gefasst und – zumindest als analytische Größe – aufgelöst werden kann. Von großem Interesse ist ebenfalls die Frage nach Standards Leichter Sprache, mit denen immer die Homogenisierung einer äußerst heterogenen Gruppe einhergeht, was dieses Unterfangen bereits im Kern als scheiternd anlegt. Problematisch ist zudem, dass dadurch sozusagen eine Restgruppe von Personen geschaffen wird, die nach wie vor Ausschluss erfahren. Diese Ambivalenz gilt es folglich ebenfalls theoretisch zu beleuchten, beispielsweise im Kontext moraltheoretischer Verstehenszugänge. Auch in dieser Studie wurde das Konstrukt Behinde-

rung als Praxis – Inklusion als Kritik als theoretische Grundlegung herangezogen (siehe Kapitel 4). Erweitert wurde es insofern, dass nicht zuletzt die räumliche Ebene, die jenem Theorem innewohnt, deutlich (gemacht) wurde. Behinderung, Inklusion und Rauman eignung sind Praxen, die in ihrem Vollzug konstituiert werden. Auch wenn Inklusion als ein Ausgangspunkt der empirischen Fragestellungen in der Studie nachvollziehbarerweise sehr präsent ist, kamen dennoch weiterführende Fragen auf, die nicht unbedingt in dieser Weise antizipiert wurden. Umfasst werden diese von der Problematik, dass Begriffsverständnisse rund um Inklusion vielfältig, allerdings im Gros unscharf sind sowie einer theoretischen Fundierung weitestgehend entbehren. Theoretisch begründeter Gegenentwurf dazu ist das hier zugrunde gelegte Verständnis von Inklusion als Kritik, ausgehend von dem Inklusion als ein Prozess verstanden wird, in dem Barrieren dekonstruiert werden, die eine Diskursteilhabe je situativ einschränken oder erschweren. Aus der überwiegenden Begriffsdiffusität folgt also das theoretische Desiderat einer grundlegenden Begriffsbildung von Inklusion, wie oben bereits ausführlich problematisiert wurde (siehe Kapitel 26). Im Kontext dessen ist zudem eine vertiefte Beleuchtung des Verhältnisses von Inklusion und Gerechtigkeit interessant sowie eine moraltheoretische Auseinandersetzung. In methodischer Hinsicht zeigt sich, dass anhand des entwickelten Forschungsdesigns fünf Sozialräume umfassend und mehrdimensional untersucht werden konnten. Als besonders wertvoll und gewinnbringend hat sich dabei das eigens entwickelte mehrdimensionale Forschungsdesign erwiesen, dessen komplexes methodisches Zusammenspiel ermöglichte, breite Ergebnisse zu generieren. Es wurden sowohl strukturelle, deskriptiv-statistisch vergleichbare als auch tiefergehende qualitative Ergebnisse generiert, die auf mehreren Ebenen Einblicke in die Sozialräume, ihre Ausgestaltung und die sich in ihnen vollziehende Lebenspraxis ermöglichen. Folglich kann das Design als Vorbild für ähnliche Forschungsvorhaben dienen (möglicherweise nach entsprechenden Adaptionen). Auch auf Methodenebene wurden Desiderate ausgemacht, die in anschließenden Projekten sukzessive gefüllt werden können – beziehungsweise kann zumindest damit begonnen werden. An erster Stelle ist hierbei das Desiderat der Erforschung latenter Sinnzusammenhänge zu nennen, die im Rahmen dieser Studie nicht miteinbezogen wurde (siehe Kapitel 24). An dieser Stelle eröffnen sich zahlreiche Anschlussmöglichkeiten, die vertiefende Fragestellungen verfolgen, um schließlich latente Barrieren und Bedingungsstrukturen offenzulegen. Ein

weiteres Beispiel für methodische ebenso wie inhaltliche Vertiefungen der hiesigen Studie ist eine breite Untersuchung von Inklusionsverständnissen, die unterschiedliche Personen ebenso wie Institutionen miteinschließt. Unter anderem wäre es interessant zu untersuchen, welches Inklusionsverständnis gemeinnützige Vereine haben, die sogenannte Inklusionsprojekte anstoßen und tragen. Aus den Ergebnissen der umfassenden Untersuchung der fünf Sozialräume, die jeweils Inklusionsprojekte initiiert haben, kann in vielfältiger Hinsicht Mehrwert für die Handlungspraxis abgeleitet werden. Eine solche sozialraumorientierte Praxisentwicklung kann am Paradigma der Dekonstruktion festgemacht werden beziehungsweise vollzieht sich im Modus der Dekonstruktion: Inklusion heißt, Diskursteilhabebbarrieren zu dekonstruieren. Dazu ist die Handlungspraxis unweigerlich auf einen wissenschaftlichen Blick angewiesen, der Strukturprobleme und Ambivalenzen offenlegt und damit überhaupt erst der kritischen – dekonstruktiven – Auseinandersetzung zugänglich macht. Inklusion ist ein krisenhafter Prozess, der sich vollziehen muss, der die Beteiligten herausfordert und der unbedingt der Aushandlung bedarf. Inklusion ist nichts, was einfach ›umgesetzt‹ werden kann (siehe Kapitel 27), sie kann nicht als eine Art idealisierte Zielvorstellung realisiert werden, sondern entsteht im Miteinander – das braucht oftmals vor allem Zeit. Zudem ist es wichtig, Berührungspunkte und Begegnungsorte zwischen allen Menschen im Sozialraum zu schaffen, denn ein zentrales Ergebnis der Studie ist, dass gemeinsame Aktivitäten zu überwiegend positiven Erfahrungen und einer offeneren Einstellung gegenüber Inklusion führen (Kapitel 16.6, Kapitel 17.7 und Kapitel 22). Von besonderer Bedeutung ist dabei, nicht einfach bestehende Strukturen zu nutzen, die zudem oftmals primär dem Hilfesystem wie beispielsweise der Behindertenhilfe entstammen, sondern neue Netzwerke zu knüpfen und dabei auch auf die Kreativität und das Engagement der Menschen im Sozialraum zu vertrauen, die viel zu diesem Prozess beitragen können beziehungsweise ihn in gewisser Weise überhaupt erst konstituieren. Ein weiterer Gestaltungshinweis, der Personen und Gruppen gegeben werden kann, die sich in ihrem Sozialraum mit Inklusion beschäftigen und entsprechend ausgerichtete Projekte anstoßen wollen, ist, zu Bewusstseinsbildung beizutragen, um den Blick für diverse Bedarfe zu öffnen. Der Sozialraum sollte dabei in der Breite erreicht werden, was die Frage aufwirft, welche Personen adressiert werden sollen. So ist zum Beispiel zu entscheiden, ob in einem ersten Schritt Personen angesprochen werden sollen, die Inklusion ohnehin positiv gegen-

überstehen, oder Personen, die eher ablehnend sind. Auch die Form der Adressierung muss bedacht werden. Dabei ist es wichtig, sich gerade bei zielgruppenspezifischen Maßnahmen und Angeboten der Ambivalenz bewusst zu sein, die mit einer Fokussierung bestimmter Personen als ›Ausgeschlossene‹ einhergeht. Auch wenn es Ziel ist, jenen Personen Teilhabemöglichkeiten zu eröffnen und Barrieren abzubauen, die Teilhabe behindern, so darf nicht aus den Augen verloren werden, dass sogenannten Inklusionsmaßnahmen ein Moment der Besonderung innewohnt, wodurch diese selbst zur Behinderungspraxis werden können (siehe auch Herzog 2013). Eine Reflexion dieser Ambivalenz ist unerlässlich für inklusionsbezogene Vorhaben – nicht nur in der Handlungspraxis, sondern in allen anderen Kontexten ebenfalls, auch und insbesondere in der Wissenschaft.

